Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 12

Artikel: Wissenschaft als Anstoss
Autor: Schobinger, Jean Pierre
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162042

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wissenschaft als Anstoß

JEAN PIERRE SCHOBINGER

Philosophie und Wissenschaft wurden seit ihrer Begründung durch die Griechen als in einer Beziehung stehend gedacht. Die immer wieder neu ansetzende Selbstbestimmung der Philosophie sowie die keineswegs kontinuierlich erfolgte Entfaltung der Wissenschaft bewirkten eine Änderung dieser Beziehung. Diese Veränderung hatte ihrerseits einen Wandel im Denken der Beziehung zur Folge, der als ein prägendes Moment der zur Weltgeschichte sich ausweitenden abendländischen Geschichte zu gelten hat. Seit dem Aufbruch der Neuzeit unterliegt nun diese Beziehung einer zunehmenden Tendenz zu einer neuartigen Entfremdung, ungeachtet der Anstrengungen, welche die Philosophie zu deren Überwindung unternommen hat. Heute dürfte diese Entwicklung in ihre Endphase eingetreten sein: Unsere Zeit wächst zur Geschichte ohne den Bund von Philosophie und Wissenschaft. Schon heute trägt sie das Zeichen der Kluft, die beide trennt.

Von dieser Kluft soll hier die Rede sein. Dabei werden die Namen Philosophie und Wissenschaft in ihrer umgangssprachlichen Vieldeutigkeit und Unschärfe angesetzt, um im Gang der Ausführungen eine Präzisierung zu erfahren, ohne daß eine umfassende Klärung des mit ihnen Benannten erreicht wird. Ausgehend von einem Beispiel für die faktischen Auswirkungen dieser Kluft werden wir versuchen, von jeder Seite her ihre Bedeutung zu beleuchten.

An Symptomen für die Fremde, die zwischen Philosophie und Wissenschaft herrscht, fehlt es nicht. Vielmehr gibt es diese in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit, daß die Gemeinsamkeit ihres Ursprunges unbeachtet, ja unerkannt zu bleiben vermag. So ist es möglich, daß gewisse Zeiterscheinungen Anlaß zu düsteren Prognosen geben und zu ergreifenden Mahnschriften führen, während andere als säkulare Errungenschaften auf dem Weg zur Befreiung des Menschen von Bindungen und Vorurteilen gefeiert werden. Zwar hat es immer gleichzeitig irgendwelche Formen von Kulturpessimismus und Fortschrittsoptimismus gegeben. Neu aber an der jetzt angezielten Situation, in der wir alle irgendwie stehen, sind die Kräfte, welche diese bestimmen.

Vom Einzelmenschen, von Arbeitsgemeinschaften, Staaten oder Staatengruppen täglich mit großem Einsatz und materiellem Aufwand genährt und

in ihrer Entfaltung gefördert, hängen diese Kräfte — wenigstens bis heute — von der Frische und vom Fermentgehalt ihres anthropologischen Nährbodens ab. Anderseits vermag dieser Nährboden, werde er als Kollektiv anonymer Glieder oder als Gemeinschaft vermeintlich freier, aber gleichgesinnter Individuen gedeutet, ohne die konstante Präsenz jener Kräfte überhaupt nicht mehr zu bestehen. Der Nährboden ist ebenso — wenn auch nicht in gleicher Weise — auf jene Kräfte angewiesen, wie jene auf ihn. Diese wechselseitige und zugleich verschiedenartige Abhängigkeit soll das Bild vom Nährboden anzeigen.

Ihm entnehmen wir das angekündigte Beispiel für die Auswirkungen der behaupteten Kluft zwischen Philosophie und Wissenschaft, indem wir uns der anthropologischen Seite der dargestellten Abhängigkeit zuwenden. Auf den anderen möglichen Aspekt, oder gar auf das Wesen dieser Abhängigkeit kann jetzt nicht eingegangen werden.

Aus dieser Vorstellung von Abhängigkeit folgt für das Individuum, das sich zu der im Bilde des Nährbodens gefaßten Menschheit zählen will, die Notwendigkeit einer Anpassung, deren Zwangscharakter eine bis anhin unbekannte Form besitzt, weil durch sie die angestammten Existenzbestimmungen betroffen werden. Ob heute der Einzelmensch überhaupt noch die Möglichkeit hat — von der Selbstvernichtung sei abgesehen —, nicht zur Gestaltung dieser Menschheit beizutragen, wenn er ihr einmal begegnet ist, muß bezweifelt werden.

Doch was besagt hier Notwendigkeit der Anpassung? Die Wendung meint die Hinnahme der Folgen, die sich aus der angedeuteten Abhängigkeit für jene Menschen ergeben, die sich in deren Bann befinden. Eine ihrer vordergründigsten und zugleich untergründigsten Formen tritt in der Forderung nach kollektiver Selbsterhaltung auf. Da diese Forderung schon heute in den verschiedensten Lebensbereichen von größter Bestimmtheit ist, mag es gestattet sein, in Anlehnung an ein noch immer klingendes Schlagwort von der Diktatur der kollektiven Selbsterhaltung zu sprechen.

Zu beachten bleibt, daß die in dieser Unterwerfung implizierte Einschränkung der Freiheit in der individuellen Lebensgestaltung nur noch selten wahrgenommen wird. Nun kann keine Freiheitsbeschränkung, ausgenommen vielleicht die selbstauferlegte, kompensiert werden, dies liegt im Wesen der Freiheit. Trotzdem wird eine solche Einschränkung — wenn überhaupt empfunden — meistens als Preis hingestellt, der für den Zugang zum Arsenal der technischen Errungenschaften zu zahlen ist. Dabei findet aber eine Verwechslung zwischen Freiheit und Verfügbarkeit statt, deren Häufigkeit für das technische, also für unser Zeitalter charakteristisch ist. Denn in der von der Technik geprägten und von deren Impetus getragenen Gesellschaft — wir nannten sie vorhin Nährboden — wird unter Freiheit, die bekanntlich ein Merkmal des Individuums und nicht der Gesellschaft ist,

ebenfalls und in einem zunehmenden Maße die materielle Unabhängigkeit verstanden.

Mit dieser Feststellung haben wir aber — wie leicht zu zeigen wäre — einen möglichen Zugang zur Frage nach dem Wesen der Technik gewonnen. Da sich uns dieser Zugang ergab bei der Diskussion eines Aspektes des Abhängigkeitsverhältnisses, in welchem die Menschheit und die von ihr genährten Kräfte stehen, ist es naheliegend, auch eine Beziehung zwischen der Technik und dieser Abhängigkeit zu vermuten. Ist etwa Technik jene Form, in der sich dieses Verhältnis verwirklicht hat und immerzu verwirklicht?

Wie dem auch sei, fest steht, daß die jetzt erörterte Notwendigkeit der individuellen Anpassung nicht nur eine Beeinflussung der Lebensweise oder Lebensbedingungen in sich schließt, sondern ebenfalls zu einer Veränderung des Lebensgefühls führt. Darunter soll die Entfaltungsweise der jedem Menschen zukommenden Persönlichkeit verstanden werden. Sogleich sei bemerkt, daß diese zwischen Umwelt und Persönlichkeitsformung bestehende Beziehung schon immer bekannt gewesen ist und zum Beispiel eine der ergiebigsten Quellen für das literarische Schaffen darstellt.

Die geforderte Anpassung des Individuums an die Konsequenzen, die sich aus dem Primat der kollektiven Selbsterhaltung ergeben, erstreckt sich aber nicht nur auf den soeben skizzierten Bereich in seiner herkömmlichen und bekannten Wandelbarkeit. Vielmehr drängt sich die Vermutung auf, daß die heute geforderte Anpassungsbereitschaft bei weitem jegliches, im Bereich einer durchschnittlichen Persönlichkeitsgestaltung liegende Anpassungsvermögen übersteigt. Und da diese Forderung unerbittlich ist, findet eine Anpassung ohne Persönlichkeitsformung statt; es entsteht ein Umweltsbezug, für den die einzelne Person nicht mehr das Maß liefert. Eine solche Entwicklung muß notwendigerweise zu Störungen führen, die — wie die Psychotherapie zu berichten weiß — von umfassender Natur sein können.

Diese Art von Störungen müssen solange eintreten, als ihre Ursache nicht behoben ist, also solange als die für die Anpassung zu erfüllenden Bedingungen jene in der Persönlichkeitsentfaltung eines Individuums liegenden Möglichkeiten übertreffen. Da nicht zu erwarten ist, daß diese Ansprüche in Zukunft kleiner werden, indem sie sich wieder dem Maß des Menschen angleichen, ist es naheliegend, nach Wegen und Weisen zu suchen, um den Menschen anpassungsfähiger zu machen. Solche werden denn auch heute diskutiert. So wird etwa die Möglichkeit erwogen, durch Änderung der Genstruktur einen ‚Über-Menschen' zu erzeugen, der den neuen Lebensbedingungen gewachsen wäre (vgl. F. Wagner, Die Wissenschaft und die gefährdete Welt, München 1964, 225 ff.).

Mögen sich auch die Voraussetzungen zur Verwirklichung dieser Pläne erst abzuzeichnen beginnen, so sind solche Entwürfe doch Symptome einer Entwicklung, die es klarzulegen gilt, will man sie verstehen, und das heißt:

in den Bereich des Menschlichen ziehen. Von den entsprechenden Wissenschaftsrichtungen kann aber diese klärende Arbeit nicht erwartet werden, da diese, ihrem Auftrag entsprechend, mit der Realisierung ihrer Projekte und Formulierung neuer Pläne ausgelastet sind.

Doch wie wäre es, wenn man sich zu diesem Zweck an die Philosophie wenden würde? In der Annahme, diese sei bereit, sich einer solchen Aufgabe zu widmen, müßte sie sich schon allein durch diese Bereitschaft von jenen Wissenschaften unterscheiden, in denen sich diese Aufgabe gemeldet hat.

Nun gibt es aber in jedem Wissenschaftsbereich Entwürfe, deren Bedeutung und Tragweite dadurch zu klären sind, daß sie in einen das angestammte Problemfeld sprengenden Fragehorizont gestellt werden. Unter der Voraussetzung, daß die Philosophie für solche Fragestellungen zuständig ist, müssen sich in jeder Parzelle des Wissenschaftsfeldes philosophisch bedeutsame Erscheinungen finden lassen. Und unter dieser Annahme können die wissenschaftlichen Entdeckungen Anstoß zu philosophischen Betrachtungen sein. Wir wissen, daß dies seit jeher der Fall war; doch von diesem Anstoß soll jetzt nicht die Rede sein.

In jedem Wissenschaftszweig gibt es zudem noch ein Wollen und Tun, um deren Verständnis sich die entsprechende Wissenschaft nicht bemühen kann, ohne auf die ihr eigentümliche und sie ausmachende wissenschaftliche Tätigkeit zu verzichten. Anderseits hat jeder Wissenschaftler ein Wissen von der Wissenschaftlichkeit seines Tuns, mag nun dieses präzis oder verschwommen sein. Hier meldet sich die Aufgabe einer Erfassung der tragenden Momente im Wissenschaftscharakter einer Wissenschaft sowie der Bedingungen, welche diese ermöglichen. Heute versucht man, diese Aufgabe wissenschaftsimmanent zu lösen. Als solche ist sie das Thema der sogenannten *Wissenschaftstheorie,* welche auch *Philosophy of Science* oder *Epistémologie* genannt wird. Auf sie wollen wir eingehen, da sie einen wichtigen Aspekt *einer* Seite jener Kluft zwischen Philosophie und Wissenschaft darstellt, von der wir zu Beginn sprachen.

Unter den vielfältigen Bemühungen moderner Wissenschaftstheorien wählen wir ein Beispiel, das wegen seiner umfassenden Anlage stellvertretend für andere, ähnliche Unterfangen sein kann. Wir meinen jenen, in der *Encyclopédie de la Pléiade* unter der Leitung von *Jean Piaget* 1967 erschienenen Band *Logique et connaissance scientifique*. Auf ihn werden sich die kommenden Ausführungen beziehen, welche sich in der Hauptsache auf die Freilegung eines möglichen Ursprunges dieser — Wissenschaftstheorie genannten — Erscheinung beschränken werden.

Die Vertreter dieser Wissenschaftstheorien sind sich bewußt, daß die Wurzeln derselben in jener Logik liegen, welche auf Aristoteles zurückgeht. Ihren eigentlichen Anlaß sehen sie aber in jenen Erscheinungen, denen man

den Namen Grundlagenkrisen gegeben hat. Diese zeichnen sich durch eine Erschütterung der überlieferten Gewißheit aus, was für die betroffenen Wissenschaften einer Infragestellung des in ihnen gültigen Wahrheitsbegriffes gleichkommt. Deshalb war eine der Folgen dieser Krisen das Bedürfnis nach Klärung der Wahrheitskriterien. Entsprechend dem durch das Ideal der exakten Wissenschaften bestimmten Wissenschaftsanspruch waren diese Kriterien immanent zu bestimmen, das heißt innerhalb des Gegenstandsbereiches, den jene Einzelwissenschaften umfaßten und ausmachten. Damit war die Aufgabe gestellt, wissenschaftsimmanent die Bedingungen freizulegen, welche die als Wahrheit ausgelegte Gewißheit zu gewährleisten vermochte.

Dieser Aufgabenstellung entsprangen die modernen Wissenschaftstheorien, welche sich in kurzer Zeit zu eigenständigen Disziplinen entwickelten. So führten diese Theorien zu differenzierten methodologischen Erkenntnissen, zum Nachweis der grundsätzlichen Begrenztheit der Formalisierbarkeit von Evidenzkriterien oder etwa zur Einsicht in die prinzipielle Unbeschränktheit der Möglichkeit neuer wissenschaftlicher Theorien. Dabei handelt es sich um eine Entwicklung, die zwar ihre eigene Gestalt noch sucht, aber aus dem Bewußtsein ihrer Wissenschaftlichkeit heraus sich jetzt schon als unabschließbar weiß.

In ihr hat aber die Philosophie in ihrer traditionellen Form keinen Ort mehr. So schreibt Piaget:

«Or, l'illusion fondamentale contre laquelle nous cherchons à nous élever consiste à croire que l'on peut trouver la vérité par simple réflexion, sans sortir de son cabinet de travail ou de sa bibliothèque: la vérité ne s'obtient que par déduction, mais au moyen d'algorithmes précis, ou par expérience, mais à l'aide de contrôles précis. Ce sont ces algorithmes ou ces contrôles qui distinguent les sciences de la philosophie, et non pas la nature des problèmes en jeu» (a.a.O., 13).

Dem philosophischen Glauben an eine Wahrheit, die durch ‚einfaches Überlegen' im Raum der Bücher gefunden wird — wahrlich eine naiv-romantische Fassung des philosophischen Ringens um Wahrheit —, wird eine doppelte Forderung gegenübergestellt: Wahrheit ist nur in einer Ableitung zu gewinnen, die den Kriterien der mathematischen Logik genügt, oder im Experiment, das eindeutigen Bestimmungen der Nachprüfbarkeit unterworfen wird. Die Präzisierung der in diesen allgemein formulierten Forderungen erwähnten Verfahrensweisen gehört zu den vornehmsten Aufgaben der modernen Wissenschaftstheorie. Und dieser Auftrag ist von großer Tragweite, insofern der wissenschaftliche Fortschritt auf mannigfaltige Weise von dessen erfolgreichen Erfüllung abhängt. Da es sich zudem um eine wissenschaftsimmanente Betrachtung des in den Einzelwissenschaften befolgten Vorgehens handelt, spiegeln die Wissenschaftstheorien den in den

Einzelwissenschaften erreichten Reflexionsgrad wider. Jener kann aber keinesfalls durchgängig der gleiche sein, wenn als Maßstab die beiden von Piaget angeführten Forderungen beigezogen werden. Diese Differenzierung führt zu einer Rangordnung innerhalb der sogenannten Naturwissenschaften und zudem zu einer bedenklichen Vertiefung der heute geläufigen Unterscheidung zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft.

Von diesen beiden Forderungen behauptet Piaget, daß sie auf eine exklusive Weise Wahrheit gewährleisten. Eine solche Exklusivitätsbehauptung ist immer fragwürdig. Ihre Fragwürdigkeit wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß in der Wissenschaft die Wahrheit, wenn es sich nicht um eine formale oder logische Wahrheit handelt, in der Übereinstimmung des Erkannten mit dem Zu-Erkennenden besteht, also in der adaequatio rei et intellectus. Trifft es aber — so müssen wir fragen — tatsächlich zu, daß diese Übereinstimmung ausschließlich durch Deduktion und Experiment gesichert werden kann? Für ein weites Feld der Wissenschaft ist diese Frage zu bejahen. Anderseits bedarf es nur eines Hinweises auf die alltägliche Erfahrung, um zu erkennen, daß diese Bedingungen nicht für jegliche Form von Wissen bindend sind. Darf aber daraus geschlossen werden, daß für diese Wissensformen kein Anspruch auf Wissenschaftlichkeit besteht? Die von Piaget genannten Wahrheitskriterien führen denn auch zu einer Einschränkung des Wissenschaftsbegriffes, der nur jene Erkenntnisse umfaßt, welche seiner Auffassung nach diesen Kriterien zu genügen vermögen. So trifft der Name Wissenschaft — seiner Enzyklopädie entsprechend — heute auf fünf Wissensbereiche zu. Es sind dies das mathematische Wissen, dann das weite Feld der Physik, die biologischen Wissenschaften, die psychologisch-soziologischen Wissenschaften, zu denen unter anderem auch die Linguistik gezählt wird, sowie die Ökonomie in ihren verschiedenen Ausprägungen.

Obwohl für Piaget diese Gliederung keine endgültige ist und er die Möglichkeit zur Aufnahme neuer Erkenntnisbereiche ausdrücklich offen läßt, bekundet sich doch in dieser Aufzählung die Tendenz zu einem wissenschaftlichen Isolationismus, die zu beachten ist. Die Legitimation dieser Tendenz liefern die zitierten Wahrheitsbedingungen. Denselben liegt wiederum eine Bestimmung der Wahrheit zugrunde, die sich auf Erfahrungen stützt, welche wir, Piaget folgend, Grundlagenkrise nannten. Aber trotz der Kenntnis dieses Hintergrundes ist die isolationistische Tendenz bedenkenswürdig, weil ihr eigentliches Ziel die Autonomie der Wissenschaft ist. Und Autonomie meint hier wissenschaftsimmanente Wahrheitsbegründung.

Die Folgen — ob positiver oder negativer Art — die sich aus dieser Anlage ergeben können, sind heute noch nicht überblickbar. Deshalb geht es uns jetzt auch nicht um wertende Prognosen. Sondern es geht uns nur darum,

im Vertrauen — das kein blindes ist — auf die gestaltende Kraft und erhaltende Macht der des Menschen Pflege überlassenen Gewalten jene aufleuchten zu sehen, die unserer Zeit zugrunde liegen. Wir wissen von einer Epoche, da hießen sie Logos, Nous oder Philia. Dem modernen Menschen aber scheinen diese Mächte namenlos zu sein. Einen Hinweis, wo sie zu suchen sind, liefert die Wissenschaft, die — im Unterschied zur Episteme der Griechen — eine technische ist.

Doch wenden wir uns wieder unseren Überlegungen zu. Wir sprachen von dem in den Wissenschaftstheorien liegenden Zug zur Autonomie.

Eine der sich nicht aufdrängenden, demzufolge schwer diagnostizierbaren Auswirkungen desselben ist die angetönte Abhängigkeit der Menschheit von den Kräften, welche sie nährt. Eine andere Konsequenz ist das in gewissen Wissenschaftsrichtungen mit Vehemenz sich meldende Bedürfnis nach Befreiung von den überlieferten Bindungen zur Philosophie. Denn die tradierte Pflege dieser philosophischen Verwurzelung wird von den Fachvertretern als ein Hindernis für die Entfaltung ihrer Wissenschaft empfunden. Eine Erklärung für diese Haltung liefert der erwähnte Versuch wissenschaftsimmanenter Letztbegründung: die Tendenz zur Autonomie. Damit haben wir einen der Aspekte der Kluft genannt, welche Philosophie und Wissenschaft trennen soll.

In enger Beziehung dazu steht ein anderer Aspekt, der im Versagen der Philosophie als scientia scientiarum liegt, das in seiner Vielseitigkeit jetzt nur nach zwei Hinsichten erwähnt werden soll.

Einmal war die Philosophie nicht in der Lage, eine den zitierten Wahrheitsanspruch zufriedenstellende Begründung für den Erfolg der jüngsten naturwissenschaftlichen Theorien zu geben. Sie versagte sogar in der Form des logischen Positivismus, welche das bis anhin konsequenteste Unterfangen war, sich dem Ideal der exakten Wissenschaften anzupassen.

Es gelang der Philosophie trotz wiederholter Ansätze aber auch nicht, sich selbst als exakte Wissenschaft zu konstituieren. Dies dürfte heute feststehen, weshalb die Notiz, die Edmund Husserl 1935, also gegen Ende seines Lebens machte, in ihrer ganzen Tragweite ernst zu nehmen ist: «Philosophie als Wissenschaft, als ernstliche, strenge, ja apodiktisch strenge Wissenschaft — der Traum ist ausgeträumt» (Husserliana VI, 508).

Was in dieser Notiz hinsichtlich des *Wissenschaftsanspruches der Philosophie* mitgeteilt wird, hat Martin Heidegger für den *philosophischen Anspruch der Wissenschaft* erkannt. Denn ein solcher Anspruch kann solange nicht bestehen, als Wissenschaft an ihrem Auftrag festhält, Theorie des Wirklichen zu sein (Vorträge und Aufsätze, 46). Und das Wirkliche meint hier nicht nur das Physikalische etwa im Sinne der cartesianischen res extensa, also das in Raum und Zeit Stehende. Die Begründung dieser Einsicht hat Heidegger in einen Satz gefaßt, den er selbst als für das gewöhnliche

Vorstellen anstößig bezeichnet. Der Satz lautet: «Die Wissenschaft denkt nicht» (Vorträge und Aufsätze, 133).

Das in diesem Satz Angezielte wollen wir aufnehmen, ohne eigens nach dessen Sinn bei Heidegger zu fragen. Indem wir uns ihm zuwenden, betreten wir sozusagen offiziell die andere Seite der Kluft, welche zwischen Philosophie und Wissenschaft bestehen soll. Denn inoffiziell befanden wir uns schon von Anfang an auf derselben.

Fürwahr, der Satz «Die Wissenschaft denkt nicht» muß Anstoß erregen. Er kann aber auch Anlaß geben zur Frage, was Heidegger hier unter Denken verstanden haben will. Vielleicht kann ein solcher Satz sogar die Bereitschaft zu grundsätzlicherem Fragen wecken, etwa zur Frage: Was heißt Denken? Aber solches Fragen dürfte immer selten gewesen sein. Eigentlich müßte diese Seltenheit heute Staunen erwecken, wenn man an den fast schrankenlos sich manifestierenden Willen zu fragen erinnert, der in den Wissenschaften herrscht und deren Fortschritt gewährleistet. Die Seltenheit solchen Fragens wird aber verständlicher, wenn man zugibt, daß die Art dieser Fragen — wir wollen sie die Was-Frage nennen — außerhalb des Aufgabenkreises dessen liegt, was wir bis anhin Wissenschaft nannten.

Anderseits melden sich Was-Fragen immer wieder, und zwar mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit. Wir wollen jetzt nicht untersuchen, welchem Grund sie entspringen, es genügt, ihre Faktizität anzuerkennen. Hingegen soll wieder einmal daran erinnert werden, daß es zum Wesen jeder Frage gehört, einen Vorgang auslösen zu können, dessen Verlauf im Zeichen des Erfragten steht. Diese Abhängigkeit bestimmt das Formal-methodische und das Material-inhaltliche des Vorganges selbst. Während im Alltag oder Außerwissenschaftlichen diese Abhängigkeit überhaupt nicht wahrgenommen wird oder belanglos bleibt, war und ist die Erkenntnis ihrer Tragweite ein entscheidendes Moment in der Gewinnung der wissenschaftlichen Betrachtungsweise. Und es ließe sich nachweisen, daß alle Entdeckungen im Bereiche der Naturwissenschaften, daß die Entwicklung der Technik sowie jede neue Einsicht innerhalb der sogenannten Geisteswissenschaften in einer besonderen Beachtung, ja Thematisierung solcher Abhängigkeit beruht.

Wir haben bemerkt, daß es dem Wesen der Frage entspreche, einen Vorgang auslösen zu können, dessen Ablauf im Zeichen des Erfragten steht. Diese Redewendung hat uns zum Begriff der Abhängigkeit geführt, in welchem die Frageentfaltung zum Erfragten steht. Demnach operierten wir mit der Vorstellung eines gleichsam aus dem Verborgenen heraus auf den Modus des Suchens wirkenden Gesuchten. Obgleich dieses Bild irreführend sein kann, wollen wir es keiner Korrektur unterziehen, da es eine — wenn auch ungewohnte — Fassung jenes Schemas ist, an dem die Wissenschaftstheorie ihren Begriff von Wahrheit expliziert. Wir meinen das Modell der Übereinstimmung des Erkannten mit dem Zu-Erkennenden.

Im Hinblick auf die Bedeutung, welche dieser Zusammenhang zwischen einem durch eine Frage ausgelösten Vorgang und dem Erfragten für das Wissenschaftliche besitzt, ist es verständlich, daß diese Beziehung selbst zu einem Befragten werden konnte. So ist sie heute Gegenstand von zwei Disziplinen. Die eine heißt Hermeneutik, bei der anderen handelt es sich um die Wissenschaftstheorie, von der wir gesprochen haben. Daß es gerade deren zwei sind, mag zum Teil historisch bedingt sein. Die eigentliche Ursache ist aber bei jenem Anlaß zu suchen, den Descartes dazu geführt hat, die Gesamtheit des Seienden in einen denkenden und einen ausgedehnt-räumlichen Teil zu gliedern. Es ist aber auch — dies sei thetisch hingestellt — derselbe Grund, dem die Was-Frage entspringt, und von dem jetzt nicht die Rede sein soll.

Denn um von diesem Grund zu sprechen, müßten wir uns zu dem entschließen, was Heidegger in seinem Satz: «Die Wissenschaft denkt nicht» der Wissenschaft abspricht. Wir müßten bereit sein, in die Kluft einzusteigen, die Philosophie und Wissenschaft trennt, also einen Gang antreten, der seit jeher ein Wagnis ist, weil in ihm — wir bleiben bei unserem Bilde — das Erfragte das Fragen selbst ist. Ein solches Fragen kennt weder ein Bestimmtwerden durch das Erfragte, noch eine Übereinstimmung von Erkanntem und Zu-Erkennendem, also keine Wahrheit im Sinne der adaequatio. Denn ein solches Fragen hat keinen Gegenstand im geläufigen Sinne des Wortes, der ein Gegen-über-Stehen meint. Vielmehr ist ein solches Fragen immer schon bei sich, weshalb es, wenn es einmal zum Wort drängt, das nicht Dichtung ist, dies mit Vorliebe im Bild des Lichtes tut. Das Wort von diesem Bei-sich-Sein, obwohl es sich an der Helle ausrichtet, bleibt aber meistens im Dunkeln. Dies ist eine alte Einsicht; ihre aktuellste Metapher ist das Höhlengleichnis in der *Politeia* und eines der erregendsten Beispiele für das Eingeständnis der dabei zu erfahrenden, grundsätzlichen Beschränktheit der Mitteilbarkeit die berühmte Stelle in Platons *Siebentem Brief.*

Aber solches Fragen ereignet sich nur auf Anstoß; und dieser erweist sich für des Menschen Existenz als anstößig. Eine bis anhin wichtige Form solchen Anstoßes war die Philosophie in ihrem schulmäßig-traditionellen Gewande. Heute ist es die Wissenschaft. Obwohl diese schon alt ist, hat sie erst in jüngster Zeit begonnen, eine anstößige Gestalt anzunehmen. Und als solche ist die Wissenschaft zu einem Zeichen unserer Zeit geworden, dessen Gehalt wir fragend zu bedenken haben.

Die vorstehenden Überlegungen wurden am 2. Dezember 1967 als Antrittsvorlesung an der Universität Zürich vorgetragen.